

Vorwort  
**Faktizität und Pfingstlichkeit**

**F**riedrich Ohlys wissenschaftliches Werk ist von einer erschließenden Energie getrieben, die in seinen einfühlsamen Interpretationen ungeahnte Bedeutungszusammenhänge aus Wort, Bild und Stein hervortreten läßt. Dies gelingt ihm in Deutungen weltlicher oder geistlicher Literatur, aber auch in Auslegungen von Bildern, Skulpturen und Architekturen. Diese erschließende Energie gehört für ihn zur genuinen Leistung von Metaphern, die auch da noch verstehens-treibende Kräfte entbinden, wo theologischer und philosophischer Begrifflichkeit ein weiteres Vordringen in zentrale anthropologische Voraussetzungen verschlossen bleibt. Charakterisierungen seiner selbst findet man in Ohlys Werk äußerst selten, am ehesten dort, wo er sich mit Intensität und Sympathie andere Personen vergegenwärtigt, am deutlichsten im Nachruf auf seinen Lehrer Julius Schwietering (1884–1962). Wissenschaftler, die Ohly nur über die Lektüre seiner Werke begegneten, legten ihn manchmal auf Vereinfachungen fest, etwa wenn jemand in evangelischer oder in katholischer Theologie seine eigentliche Prägung vermutete. Dagegen seien hier einige der vielen möglichen Hinweise gesetzt, die es nahelegen, etwas von der Vielfalt seiner Neigungen und Affinitäten in sein Gesamtprofil einzubeziehen und damit in Bereiche der Faktizität und Pfingstlichkeit zugleich: Wenn er sich in jüngeren Jahren an gemeinsamer Dramenlektüre mit verteilten Rollen beteiligte, so hat ihn, wie er erzählte,

am meisten die Identifizierung mit der Titelfigur in Hugo von Hofmannsthals »Der Schwierige« gelockt. Wenn man von ihm in späteren Jahren Grüße und kürzere Mitteilungen erhielt, so standen sie auffällig oft auf der Rückseite von Bildern von Max Beckmann und Lyonel Feininger. Als er beim Umzug in ein Seniorenstift seine Bibliothek verkleinern mußte, verschenkte er einzelne Bände in bedeutungsvoller Auswahl, bedeutungsvoll im Blick auf sich und auf den Beschenkten. Aus solcher ›ansinnenden‹ Intention schenkte er einem Schüler zugleich eine frühe Übersetzung der Dramen des Aischylos und eine reich bebilderte Monographie über Robert Musil.

Der junge evangelische Geistliche, dem Ohly in den letzten Monaten seines Lebens in vielen Gesprächen sein Vertrauen schenkte, konnte in der Predigt der Trauerfeier im April 1996 über Ohly sagen: »Ich habe es in unseren Gesprächen nie erlebt, daß Friedrich Ohly Belange des Glaubens gleichsam ›konfessorisch‹ zur Sprache brachte. Seine Weise, davon zu sprechen, war nicht benennend, blieb vielmehr andeutend und still zeigend.« In diesem Sinne gab seine Religiosität ihm im Leben und in seiner Arbeit als Philologe eine Überzeugungskraft und eine unerschütterliche Verlässlichkeit, zugleich eine Warmherzigkeit und Fähigkeit zu überzeugender, nämlich verhaltener Menschenführung. Auf dieser Grundlage entfaltete Ohly auf seinen germanistisch-mediävistischen Lehrstühlen in Kiel (1958–1964) und in Münster (1964–1982) seine reiche Wirkung im Umgang mit Schülern und mit Kollegen vieler Fachgebiete. Der gesamte Zusammenhang von Religiosität und Mannigfaltigkeit der Welt ist von Ohly als potentielles, vielverheißendes Objekt von Fragen und Werker-schließungen gemeint, wenn er wiederholt das Credo des Wilhelm von St. Thierry sich zu eigen machte: »Amor ipse intellectus est«.

In seiner Münsteraner Abschiedsvorlesung vom 10. Februar 1982 bietet Friedrich Ohly unter dem Titel *Bemerkungen eines Philologen zur Memoria* eine knappe Summe zum Wesen der Erinnerung als kultureller Macht, zu ihren Ausdifferenzierungen und Sinngewandlungen von der Antike bis zur Neuzeit. Speziell auch die Dichtung dient der erinnerten Geschichte, aber sie dient nicht nur, sondern verjüngt sie zugleich und macht sie für Gegenwart und Zukunft auf jeweils neue Weise sprechend. Sie erzeugt so ein Überdauerndes, das in den vielfältigen Auffächerungen der Memoria einen exemplarischen Sinnraum der Geschichte<sup>1</sup> aufspannt und überwölbt.

1 Die Geschichte geht also in diesem Sinnraum nicht verloren: Die Geschichte realer Sze-



*Abschiedsvorlesung am 10. Februar 1982 (Foto Christoph Preker, Münster)*

Da, wo Friedrich Ohly im Kontext seiner Abschiedsvorlesung die grundsätzliche Bedeutung dieses Erinnerungsraumes erreicht, nutzt er die Chance zu einer seiner überaus seltenen Konfessionen als Philologe: »Uns ergibt sich: Dichtung ist den Menschen ein kunstvolles Gefäß der Erinnerung an die Welt von Möglichkeiten ihrer Erfahrung.«<sup>2</sup> Dichtung und Kunst, so pflegte er in Gesprächen und Vorlesungen, aber auch hier nur gleichsam ergänzend und nebenbei, zu bemerken, bezeugen Möglichkeiten des Menschseins. Das ist ebenso knapp wie prosaisch formuliert, aber wahr. Obwohl Ohly sich von einer Fixierung auf bestimmte Methoden in seiner Bedeutungsforschung bewußt freihielt<sup>3</sup>, sich überhaupt von Knie-

nen wird in den Raum des Exemplarischen, d.h. in Konzentrate einer Deutungsgeschichte übersetzt. Diese wollen eigentlich nicht geschichtlich sein, aber sie bleiben es unfreiwillig, wie alles was existiert. Merkwürdigerweise ist es gerade die pure Faktizität, die Geschichtlichkeit kondensieren läßt.

**2** Friedrich Ohly, *Bemerkungen eines Philologen zur Memoria, Münstersche Abschiedsvorlesung vom 10. Februar 1982*, zuerst in: Karl Schmid / Joachim Wollasch (eds.), *Memoria. Der geschichtliche Zeugniswert des liturgischen Gedankens im Mittelalter* (Münstersche Mittelalter-Schriften 48), München 1984, pp. 9–68; als Monographie wiederabgedr. unter diesem Titel München 1991, zitierter Text, hier p. 38.

**3** Friedrich Ohly: »Eine spezielle Methode (...) habe ich nicht zu nennen.« (zit. nach Christel Meier, *Zwischen historischer Semiotik und philologischer Komparatistik. Friedrich Ohlys Werk und Wirkung*, in: Eckart Conrad Lutz (ed.), *Das Mittelalter und die Germanisten. Zur*

fällen vor Theorien oder gar modischen Verschreibungen distanzierte, ist das Fundament seiner deutenden Praxis doch ein anthropologisches.

›Möglichkeiten des Menschseins‹ zu bezeugen ist bei ihm allerdings immer mehr als solche bloß theoretisch zu erfassen. Das Bezeugende kann man zeigen, am Satz, am Vers, am Wort, am Werk, an Kontexten horizontaler und vertikaler Art. Korrespondenzen reiner Theorie hingegen kann man auf diese Weise nicht aufweisen. Insofern unterbaut das anthropologische Fundament der Bedeutungsforschung Ohlys alle Theorie.

Dieses Fundament ist der historischen Expressivität des Menschen allerdings nicht erst sprachlich abgerungen. Es wird noch unterlaufen von Lebensformen und findet schon hier in Formen des Existierens unter historisch kontingenten Bedingungen exemplarischen Ausdruck. Philosophen können diesen Unterbau der Expressivität zumeist gar nicht erreichen, weil es ihnen an Lebenserfahrung mangelt. Deshalb sind gerade sie gut beraten, sich auch an die expressive Empirie der Dichter zu halten, um die Facetten des Menschenmöglichen nicht zu verfehlen oder – wie zumeist in der Philosophie – unzulässig zu vereinfachen.

Wie Friedrich Ohly dieses anthropologische Fundament nicht nur zu verstehen, sondern sogar real hinzunehmen hatte, bezeugt seine Biographie. Während seines Studiums in Königsberg trat er Angriffen der NS-Studentenschaft gegen seinen Lehrer Paul Hankamer (1891–1945)<sup>4</sup> entgegen. Dieser verlor gleichwohl seinen Lehrstuhl, Ohly wurde 1936 der Universität verwiesen,<sup>5</sup> und ihm wurde die Förderung durch die Studienstiftung entzogen, die ihm zuvor als Bedingung für die Förderung den Eintritt in eine NS-Organisation auferlegt hatte. Er wechselte wieder an die Universität Frankfurt/M., wo er 1932 sein Studium begonnen hatte, schloß sich hier Julius Schwietering an und promovierte bei diesem Ende 1938. Seit 1939 im Krieg, wurde er 1940 in Frankreich am Auge verletzt (1962 mußte es entfernt werden), im Januar 1941 wurde er als wehrdienstuntauglich entlassen. Er wurde danach bei Schwietering in Berlin wissenschaftliche

*neueren Methodengeschichte der Germanischen Philologie* (Scrinium Friburgense, Bd. 11), Freiburg/Schweiz 1998, p. 63 Anm. 1. Cf. auch in diesem Band unten p. 47.

<sup>4</sup> Zur Biographie Hankamers cf. den Artikel von Friedrich Ohly in: *Neue Deutsche Biographie* (NDB), Bd. 7, Berlin 1966, p. 617.

<sup>5</sup> Zu diesen Ereignissen an der Universität Königsberg cf. Wolfgang Harms, *Die studentische Gegenwehr gegen Angriffe auf Paul Hankamer an der Universität Königsberg 1935/36. Ein Versuch der Verteidigung einer Geisteswissenschaft*, in: Martin Huber / Gerhard Lauer (eds.), *Nach der Sozialgeschichte. Konzepte für eine Literaturwissenschaft zwischen Historischer Anthropologie, Kulturgeschichte und Medientheorie*, Tübingen 2000, pp. 281–301.

Hilfskraft, danach bis März 1944 Assistent; in diese Zeitspanne fällt Ohlys umfangreiche Lektüre lateinischer, besonders patristischer Werke, eines Lesegegenstands also, mit dem er sich – wie mit dem Gegenstand seiner germanistischen Habilitationsschrift über die Hohelied-Auslegung des Abendlandes – in extremen Gegensatz zur damals opportunen Germanistenlektüre setzte. Nach der Habilitation am 6. Juni 1944 mußte Ohly am selben Tag wieder als Leutnant der Pioniere zurück an die Ostfront, er geriet dort in Gefangenschaft und wurde 1949 zu fünfundzwanzig Jahren Zwangsarbeit verurteilt.

In der karg bemessenen freien Zeit in den Lagern erlernte er unter schwierigsten Bedingungen die russische Sprache, übersetzte Puschkin und Lermontow. Diese wegen eines zunächst mangelnden Wörterbuchs nur tastende Berührung mit großer russischer Dichtung in der Gefangenschaft spendete ihm dann Glücksmomente, ohne die er die Drangsale der täglichen Erniedrigung und Arbeit in Wald und Steinbruch kaum überstanden hätte. Aus der Kriegsgefangenschaft entlassen wurde er neun Jahre nach seiner Gefangenschaft, d.h. 1953.

Das ›Geschenk und Glück‹ der Dichtung Lermontows und Puschkins hätte, wie er selbst bezeugte, nicht ausgereicht, wenn es nicht schon an der Basis, d.h. in der erbarmungslosen Faktizität der Arbeit in Wald und Steinbruch ebenso eine entgegenkommende Erfahrung von ›Glück‹ gegeben hätte, die das Fundament einer Empfänglichkeit für das dichterische Wort erst vorbereitet. »Der Puschkin und Lermontow zu leistende Dank für Hilfe zum Überleben darf die Einsicht nicht verstellen, daß Tausende von Tagen mit ihrer Arbeitslast ohne Glücksmomente auch auf den Arbeitsplätzen nicht zu bestehen gewesen wären.«<sup>6</sup>

Ohly schildert hier seine Arbeit als Gefangener in südukrainischen Lagern, als Waldarbeiter und Arbeiter im Steinbruch. Zur Aufhellung in diesen bedrängten Formen des Lebens reichten die betörende Landschaft und die Verse der Dichtung nicht aus, es bedurfte auch eines ›Aufleuchtens‹ während der Schufferei. »Das Glück aus Puschkin und ein Glück aus Arbeit brauchen einander.«<sup>7</sup>

Das richtige Setzen eines Keils, um einen riesigen Stamm zu spalten, ein Setzen, das erst erfolgen kann, wenn man den Stamm zuvor sorgfältig

<sup>6</sup> Friedrich Ohly, *Glück eines Gefangenen mit Puschkin und mit Steinen*, in: Uwe Ruberg / Dietmar Peil (eds.): *Friedrich Ohly, Ausgewählte und neue Schriften zur Literaturgeschichte und zur Bedeutungsforschung*, Stuttgart/Leipzig 1995, p. 935.

<sup>7</sup> Ohly, *Glück*, op. cit., p. 935.

geprüft und auf seine Spaltbarkeit hin diagnostiziert hat. Erst dann wird der unverwandte Einsatz der körperlichen Kraft sinnvoll. Nur so und erst dann kann etwas gelingen, was ›anscheinend Unbezwingbares‹ bewältigt. »Am Ende einer beharrlichen Geduld im Hammerschlagen kommt der Augenblick, wo der Stamm mit einem Male sein Inneres preisgibt (...). Kraft tut's nicht. Sinnvoll will das Werkzeug angesetzt sein aus der Erkenntnis der Natur des Baumes.«<sup>8</sup> Hier berührt man eine Quelle seiner Hermeneutik: aus ›aufbrechender‹ Sachkunde allein.

Noch mehr an Glückserfahrung bot Ohly merkwürdigerweise schließlich auch die harte Arbeit im Steinbruch, seiner ›schwersten Arbeitsstelle. Auch hier galt es, um gewaltige Blöcke aus den Steilwänden herauszubringen, eines rechten Blicks: »Da galt es, feine Risse zu lesen, die Gewichte abzuschätzen, die Verklemmungen zu raten und sich, auch probierend, zu entscheiden, wo man die schweren Brechstangen aus Eisen anzusetzen hätte (...) ohne sich leichtsinnig zu gefährden. Gelingt das, fühlte man sich stolz und glücklich.«<sup>9</sup>

Beide Glückserfahrungen gehörten für Ohly zusammen, die der Arbeit und des Wortes: »Das Glück mit Puschkin und mit Steinen ist untrennbar eins. Der Trost aus Versen käme gegen Jahre hadernd ohnmächtigen Sichverzehrens in täglichen Erniedrigungen nimmer auf. Glück mit Steinen hat keine Dauer (...). Ihm fehlt die über Zeiten forttragende Perspektive des Gedichts.«<sup>10</sup> Die Summe war dennoch: »Im Leid hat Kunst am ehesten Glück bereitet«<sup>11</sup>. Denn: »Wer der Situation nicht Freuden abtrotzt, muß verkümmern.«<sup>12</sup>

Wer für eine Verständnishilfe für solche existenziellen Bekundungen Bildungsreminiszenzen hilfreich findet, wird leicht fündig. Denn dieses Erfahrungsrelief im Hintergrund von Ohlys Biographie realisiert auf neue Weise Goethes *Wilhelm Meisters Wanderjahre* (1829): Montan, der Steinverwandte, versus Makarie, die Sternverwandte, stehen sich wie die Arbeit im Steinbruch und die Verse von Puschkin und Lermontow (›Geschenk und Glück kaum aussagbarer Art‹) gegenüber. Ob Ohly diese Relation bewußt war, wagen wir nicht zu entscheiden. Aber sie war wirksam und konnte es sein im Sinnraum der Geschichte. Es gibt wohl doch

8 Ibid.

9 Ohly, *Glück*, op. cit., p. 936.

10 Ohly, *Glück*, op. cit., p. 937.

11 Ohly, *Glück*, op. cit., p. 931.

12 Ohly, *Glück*, op. cit., p. 935.

so etwas wie Transzendenzen des Realen, ohne die kein Wort verstanden werden könnte.

Tatsache bleibt jedenfalls, daß Friedrich Ohly, dieser große Philologe, sein Werk nicht in einem geschichtslosen Raum situiert hat, sondern in oft schmerzreicher und gefährvoller Bodenhaftung mit der condition humaine. Die universelle Pfiingstlichkeit<sup>13</sup> des allegorischen Bedeutungsraumes könnte nicht blühen ohne Wurzeln im Boden des Schmerzes. Auch heute sollte unser Blick auf die Reste erhabener Säulen der Antike vom Flor dieser Erinnerung ummantelt bleiben, einige haben dies schon früher angemahnt. Aber nicht dies: »Was Kunst vollbringt, gebietet noch mehr Staunen, wenn man den langen Weg von der Gewinnung und Herbeibringung und Zubereitung des Naturstoffes bis zur Hand des Künstlers mitbedenkt, wovon die Kunstgeschichte weithin schweigt. (...) Im Gebirge und auf den Hochflächen Sardinien sind Granitbrüche, wo riesige Quader freigeschlagen werden, die übers Meer in viele Länder gehen. Viel härter als Granit ist der Porphyry, den die Antike mit Diamanten feinschliff. (...) Unglaubliche Willensleistungen stehen hinter Material und Form der Säulen. Wer gedenkt der Sklaven, die in Not unter Gefahren Hand mit anzulegen hatten, ehe Pyramiden, Obelisken, Tempel, Dome standen?«<sup>14</sup> Fragen wir die Sklaven, von denen Friedrich Ohly einer war.

In seiner Person verband sich die pfiingstliche Transparenz einer allegorisch interpretierten Welt mit der harten Faktizität des Geschichtlichen, die andere zu verantworten hatten. In seinem Artikel zu Ohlys 70. Geburtstag<sup>15</sup> schrieb Max Wehrli (1909–1998) über Ohlys Zielsetzungen, wie sie in seinen Werken dokumentiert sind: In ihnen gehen »jedem Mediävisten, jedem Gebildeten die Augen [auf] in eine Welt voller Figur, voller Zeichen. Ernst und Intensität, ja die heimliche Ergriffenheit des Gelehrten und Lehrers Ohly nehmen Leser und Hörer mit.« Joachim Bumke (1929–2011) hob in seinem Nachruf<sup>16</sup> auf Ohly hervor, daß dieser mit der von ihm ins Leben gerufenen Bedeutungsforschung und deren Berücksichtigung auch von Bildern, Figuren und Gebäuden nicht nur einer germanistischen Fachrichtung, sondern »der gesamten Mediävistik (...) eine methodische Grundlegung« gegeben habe.

**13** Friedrich Ohly, *Vom geistigen Sinn des Wortes im Mittelalter*, zuerst in: *Zeitschrift für deutsches Altertum* 89 (1958/59), pp. 1–22.

**14** Ohly, *Glück*, op. cit., p. 936.

**15** *Neue Zürcher Zeitung*, 10.1.1984.

**16** Nordrhein-Westfälische Akademie der Wissenschaften, *Jahrbuch 1996*, Düsseldorf 1997, p. 55–58, hier p. 58.

Wir, Wolfgang Harms und Wolfram Högbe, beide ehemalige Schüler von Friedrich Ohly, trafen uns am 21.2.2013 im Restaurant Bei Mario in der Adalbertstraße in München hinter der Ludwig-Maximilians-Universität zu einem Gespräch über die Lage der deutschen Universitäten. Wir kamen überein, daß es gerade für unsere Zeit wichtig ist, eine so vorbildliche Persönlichkeit wie Friedrich Ohly zu vergegenwärtigen, der die Zeche des Dritten Reiches ebenso zu bezahlen hatte wie die aggressiven Ausfälle der sogenannten achtundsechziger Bewegung. Letztere, zunächst von einer an sich wünschenswerten Aufbruchstimmung getragen, erwies sich leider bald als rempelndes Abbruchunternehmen, das älteren Professoren ungute Erinnerungen an Gewalt in Universitäten des Dritten Reiches wachrief, zumal opportunistische Kollegen ihr Süppchen auf dieser vermeintlichen ›Fortschrittsflamme‹ zu köcheln begannen und erst später bemerkten, woran sie sich die Finger verbrannt hatten.

Aber auch das wäre über die Zeiten ohnehin fast vergessen und noch hingegangen, wenn es nicht, was Ohly nicht mehr erleben mußte, ab dem 19.6.1999 (Bologna-Erklärung) zu einer top down verordneten Destruktion der deutschen Universität gekommen wäre, die einer umfassenden Regeneration ohne Gesetzesänderung nicht mehr fähig ist.

Friedrich Ohly konnte als Professor die Herzen seiner Studenten insgesamt noch erreichen, und er konnte sie nachhaltig prägen. Das ist heute im Zuge des sog. Bologna-Prozesses mit modularisierten Studiengängen und Credit Points auch in den Geisteswissenschaften einem Professor kaum mehr möglich.<sup>17</sup> Das, was man als Professor ›seine Studenten‹ nannte, die mit ihm und untereinander diskutierende Schülerschaft, wird durch den Bologna-Prozeß zerschlagen. Hätten sie es doch Brüsselprozeß genannt, sagte vor einiger Zeit ein Schweizer Bildungspolitiker, dann wären wir sofort wachgeworden. Ob die Studenten das heute wirklich realisieren? Ihnen fehlt der Vergleich. Aber fähige, ihr Studium gestaltende Studentinnen und Studenten gibt es heute wie eh und je, nur werden gerade sie heutzutage durch Mängel behindert und benachteiligt, die von verantwortlichen Personen und Institutionen sehenden Auges eingeführt worden sind: Sie werden heute von einer noch weiter ansteigenden Menge überforderter, unselbständig bleibender Studierender umgeben und be-

**17** Cf. u.a. Richard Münch, *Akademischer Kapitalismus. Über die politische Ökonomie der Hochschulreform*, Berlin 2011. Inwieweit die Professoren selber an dieser Ökonomisierung ihrer Fächer mitbeteiligt waren, so daß das gegenwärtige Desaster auch hausinterne Ursachen hatte, wird schon untersucht. – Für hilfreiche Korrekturen zu diesem Vorwort danken die Autoren Uwe Pörksen.

hindert, die kaum wahrnehmen, wie sie von den von Verwaltungsdenken gelenkten, universitätsfremden Regelungen entmündigt durch die Prüfungsserien geschleust werden.

Von akademischer Ausbildung kann an deutschen Universitäten nur mehr in Fällen des Widerstands die Rede sein, der Ohlys Elixier war. Es dominiert jetzt die Abrichtung. In einer Universität der Betriebswirte gibt es zwei Wachstumszweige, den des ökonomisch opportunen Trainings und Einwerbens und den der aufwendig evaluierenden Verwaltung. Friedrich Ohly war als Forscher und Lehrer unter Ungezählten ein starker Repräsentant der Geschichte einer autonomen Universität. Es mehren sich beachtliche Stimmen, die gegenwärtig eine Revision des Unfalls fordern, der sich den Namen Bolognas ausgeliehen hatte. Eine genaue Geschichte von Gegenbeispielen könnte dabei von Nutzen sein.

Am 18.12.2013 trafen wir uns, Wolfgang Harms und Wolfram Högbe, erneut, zur Endredaktion dieses Textes, wieder Bei Mario in München. Wir bedanken uns bei allen Autoren, die in überaus freundlicher Weise das Zustandekommen dieser Vergegenwärtigung erst möglich gemacht haben. Nicht zuletzt auch bei Jaroslaw Bledowski M.A./Bonn, der die Einrichtung des Textes geduldig begleitet hat.

*Wolfgang Harms, München*  
*Wolfram Högbe, Bonn*